

Wiener Zeitschrift

für

Kunst, Literatur, Theater

und

Mode.

Donnerstag, den 6. März 1823.

28

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W., dann ohne Kupfer Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Chao Kang.

Chao Kang, der sechste Kaiser der chinesischen Dynastie Hia, hatte seine Erhaltung einzig der Klugheit und Zärtlichkeit seiner Mutter Min zu danken. Sein Vater Tisang fiel in einem Treffen gegen den Empörer Hantsou, der sich zum Kaiser ausrufen ließ und den Befehl ertheilte, alle übrigen Prinzen des Hauses Hia zu erwürgen. Einen Sohn, ihre erste Hoffnung auf Mutterfreuden, unter dem Herzen, entfloß Min noch vor Ankunft der Henker, und verbarg sich in einem entfernten Städtchen, wo sie unerkannt lebte und Chao Kang zur Welt brachte. Die Zeit milderte ihren Schmerz über den Verlust des geliebten Gatten, aber die quälenden Besorgnisse um das Schicksal ihres Sohnes vermochte sie nicht zu beschwichtigen. So waren ihr schon acht kummervolle Jahre verflossen, und Hantsou schien im Taumel der Genüsse der Entflohenen gänzlich vergessen zu haben, als sich in der Hauptstadt ein dumpfes Gerücht verbreitete, ein Sohn Tisangs sey noch am Leben. Es gelang bald genug zu Hantsou's Ohren, und unverzüglich sendet er einige Vertraute ab, den unglücklichen Prinzen bey seiner Mutter aufzusuchen. Allein diese ist bereits durch einige treu gebliebene Freunde von der drohenden Gefahr unterrichtet. Mit schlechten Lumpen bedeckt, schickt sie den Sohn als einen Hirtenknaben in's Gebirge, wo er mehrere Jahre in diesem Zustande der Erniedrigung bey knechtischen Arbeiten hinbringt. Aber auch hier wird er erkannt. Von Hantsou's Spähern verfolgt, entflieht er in eine andere Provinz, und tritt als Küchenjunge in die Dienste Mys, eines Mandarins, der von Tisang vom Hofe verbannt, in stiller Abgeschiedenheit auf seinen Gütern lebt. Der Jüngling findet seine Mutter von der gelungenen Flucht und seinem gegenwärtigen Aufenthalt zu unterrichten, und vermehrt dadurch ihre Besorgnisse; denn war nicht sie selbst die Ursache von Mys Verbannung gewesen, und muß sie nicht alles für ihren Sohn fürchten, wann dieser von dem

Feinde erkannt wird, dem er sich unwissend in die Hände geliefert hat. My hatte auch wirklich sogleich bey dem Eintritt des Prinzen in sein Haus Verdacht geschöpft. Der edle Anstand des Jünglings, und eine auffallende Ähnlichkeit seiner Züge mit jenen seines Vaters hatte My zuerst auf das Geheimniß aufmerksam gemacht, sorgfältige Nachforschungen seine Muthmaßungen bestätigt. Er glaubte sich nun volle Gewißheit verschaffen zu müssen, und ließ den Prinzen vor sich fordern. Bestürzt erscheint dieser, und um so ängstlicher, je dringender seine Mutter ihn gewarnt hat, seine Abkunft vor dem Beleidigten zu verbergen. Er sucht den Fragen Mys auszuweichen, er läugnet, und beharrt auf seinem Längnen. My schlägt jetzt einen andern Weg ein. Er gibt das fernere Forschen auf und spricht nur mehr von den Ereignissen der letztern Zeiten. Mit leidenschaftlicher Hitze bezieht er Cha'o's Vater der Härte und Grausamkeit, und wälzt die Schuld seines Unglücks auf entehrende Verbrechen, die er ihm andichtet. Große Thränen stehen in Cha'o's Augen, und in seinem Gesichte wechselt Blässe der Furcht mit der Glut des empörten Unwillens. Als aber My nicht minder schonungslos, als eben erst seinen Vater, jetzt auch seine Mutter lästert, vermag es der Jüngling nicht länger sich zu halten. „Du lügst,“ ruft er mit mächtig hervorbrechendem Troge; „tödde mich, verrathe mich, liefere mich aus, nur verleumde meine edle Mutter nicht!“

Wie erstaunt war er nicht, als sich der Greis im nämlichen Augenblicke zu seinen Füßen warf. „Vergib mir,“ sagte dieser, „was ich sprach, um mir volle Gewißheit über deine Geburt zu verschaffen. Ich wünschte sie um dich retten zu können. Ich kann es, und will es. Das wird deine Mutter hoffentlich hinreichend überzeugen, daß ich nie, wie sie es wähnte, ihr Feind war; du aber als der Sohn meines rechtmäßigen Beherrschers empfangen von mir zuerst den Schwur unverbrüchlicher Treue.“ Noch in der nämlichen Nacht sandte der edle My den Prinzen auf eines seiner Landgüter in der entferntesten Provinz des Reiches, und beruhigte die bekümmerte Mutter über das Schicksal ihres Sohnes. Mit ihren und seinen Freunden entwarf er jetzt einen gemeinschaftlichen Plan, dem schon allgemein verhaßten Hantsou die geraubte Krone wieder zu entreißen. Nach einigen Jahren gedieh die Verschwörung zur Reife, und der junge Prinz durfte es wagen sich öffentlich zu zeigen. Alles strömte freudig unter seine Fahnen, und eine einzige Schlacht war hinreichend ihm das Erbe seiner Väter wieder zu gewinnen. Hantsou selbst wurde gefangen, und als Empörer dem Tode überliefert. Min lebte noch; und nicht geringer als ihr Entzücken, nach einer langen Reihe kummervoller Jahre den einzigen Wunsch ihres Lebens erfüllt zu sehen, war die allgemeine Nührung des Volkes über den schönen Triumph mütterlicher Treue.

M. C n f.

H i m m e l u n d E r d e.

An W. Gr. K., als sie ein Gemälde nach Correggio vollendet hatte.

Wie dem Gebilde aus Erde am Schöpfungstage der Schöpfer —
Hauchtest dem Farbenbild Leben vom Himmel du ein!

Friedhoffblumen, meinen lieben Todten zum Kranze gewunden.

Willkommungs-Gruß.

Send mir, ihr Schläfer, gegrüßt! Ich nah' mit den Klängen der Harfe;
Eueren Heimchen gleich, singt sie ein trauriges Lied.

Die Linde.

Was umdüsterst, o Baum! so dicht du mit Schatten die Gräber?
Denen da unten ist's kühl und dunkel genug.

Der Sarg.

Enges Bretergebäude, wo still die Leichname wohnen,
Bist dem Irdischen Sarg, Wiege dem ewigen Seyn.

Tonchens Grab.

Freut euch, Freunde, mit mir, Klein Tonchen ist wieder erstanden;
Seht! aus dem Hügel stieg lächelnd ein Nöschen hervor.

Die Trauerweide.

Wie auch sehnend, o Baum! die Arme nieder du streckest,
Ach! aus den Tiefen der Gruft langst du ihn nimmer herauf.

Das Sinnbild des Schlafes.

Brüder sind Schlaf und Tod? — Unähnliche, wahrlich, wie viele;
Denn, der im Schlafe beginnt, endet im Tode — der Traum.

Der Bergmann.

Kühl und finster im Schacht, und kühl und finster hier unten,
Ach! nur hämmern darf weder die Hand noch das Herz.

Die Sanduhr.

Laut sie kündend ermahnt entflohener Stunden die Schlaguhr,
Aber die Sanduhr schweigt, wenn sie die letzte dir bringt;
Also warnet dich treu der wahre Freund vor dem Abgrund,
Aber der falsche schweigt, sieht er dem Sturze dich nah'n.

Des Kriegers Grab.

Friedlich schlummerst du nun und moderst, o Held! in dem Sarge,
Und in der Scheide daheim schläft und verrostet dein Schwert;
Doch ihr entspringet frey der dunklen Kammer einst Beyde,
Wenn die Posaune dir, und die Trompet ihm ertönt.

Die Spinne.

Webe, Spinnchen, du nur, und umschley're den Namen am Grabmal,
Gütige! du ersparst dennoch die Thräne mir nicht.
Dirgst du die Schrift mir auch, — umsonst! — ich kenne den Hügel
Und die Blumen darauf hab' ich ja selber gepflanzt.

Der rothe Moh'n.

Du, der Schnitterinn Schmuck sonst, heitere Blüthe des Mohnes,
Wer hat dem Tode dich schön und bedeutsam geweiht?
Sanft betäubst du fürwahr, und bringst tieffriedlichen Schlummer,
Und an das Morgenroth mahnet dein kammendes Haupt.

S O L D A T E N G R Ä B E R .

Längst der Mauer hinauf in den stillen, grünen Gezelten,
 Ferne von Waffen und Ross, ruhen die Söhne der Schlacht;
 Seht! wie im Gliede sie einst an einander fügte der Hauptmann,
 Hat an einander auch hier sie der Gräber gereicht.

V e r d o r r t e B l u m e n s t ä t t e .

Seyd ihr alle verdorrt mir über dem Haupte, ihr Blümchen?
 Sagt! wo weilet die Hand, welche euch früher gepflegt?
 O wie hauchtet ihr süß, als den ersten Frühling ich hier schlief!
 Nun, da der zweyte sich hebt, denkt man des Todten nicht mehr.

M e i n e s G r o ß v a t e r s G r a b .

Weißt du noch, freundlicher Greis! rief Sieben-Diese*) vom Thurne,
 Und ich schlummerte noch, schaltest du lächelnd mich stets:
 Nun hat Morgens und Nachts wohl oft schon und laut sie gerufen,
 Aber, Väterchen, du wachest nun selber nicht auf.

M e i n e s V a t e r s G r a b .

Forschend wall' ich dahin durch die niedern, moosigen Hügel,
 Aber kein Kreuz, kein Stein sagt, wo der Vater mir schläft.
 Ach! nicht ein fremdes Grab zu bethau'n mit der kindlichen Thräne,
 Trag' ich sie, Vater! vielleicht wohl auch an Deinem vorbei.

M e i n e n ü b r i g e n , t h e u e r n T o d t e n .

Einfach und stille das Grab, wie das Leben einfach und stille,
 Deut es dem Sänger kein Lied, aber er bethet und weint.

S c h e i d e - G r u ß .

Lebt nun Schlummernde wohl! der Harfe Laut ist verklungen,
 Und mit dem schwindenden Klang zieht auch der Sänger hinweg.

Carl Goethe. v. Zeitner.

C o r r e s p o n d e n z - N a c h r i c h t .

Dresden, Ende Jänner 1823.

Ohne irgend etwas Ausgezeichnetes als eine ganz unerhörte Kälte verstrich uns dieser Monat; an einigen Tagen stand auf manchen Plätzen, z. B. auf der Elbbrücke, der Thermometer auf 32 Grad Fahr. Der erstarrende Einfluß solcher Eisesluft zeigte sich überall, besonders aber im Theater; gewöhnlich ist dieß während der Carnevalszeit, wo es so viele Bälle und Gesellschaften für alle verschiedenen Stände gibt, ohne hin wenig besucht und die neuen Stücke, die während dieser Zeit gegeben werden, machen selten Glück. Auffallend und ungewöhnlich streng zeigte sich aber unser Publicum

*) Dieß ist die Benennung der großen Schloßberg-Glocke zu Weis, welche täglich um sieben Uhr früh und Abends geläutet wird.

gegen die neue Oper: *Belleda*, welche der junge *Kastelli* componirt hat. Das Sujet dieser Oper ist eine Übersetzung in's Italienische von *Rogebue's* kluger Frau im Walde. Eigentlich paßt dieß Stück nicht mehr für den Geschmack unserer Zeit. Solche süßlich empfindende Zauberspiele liebt unser an Teufelsput und Herenwürze gewöhntes Publicum durchaus nicht mehr; wenn es sich nicht um den Gewinn oder Verlust einiger Seelen handelt, mag man nichts Übernatürliches sehen. Dieß machte, daß der ganze Stoff der Oper leicht schon nicht ansprach, überdem hatte ihn der Übersetzer, Professor *Montucci*, sehr breit und weitläufig behandelt, und der junge unerfahrene Compositur wieder dieß schon zu lange Buch mit ausgeführten Recitativen und ungewöhnlich langen Musikstücken überladen, die noch dazu meist im langsamen Tempo waren. Auf jede Weise war also der Zeit in ihre Rechte gegriffen, diese strenge Herrscherin der Gegenwart duldet dieß nicht! Die ersten Proben dieser Oper währten beynabe fünf Stunden; später wurde sie aber fast um die Hälfte gekürzt. Doch ungeachtet dieser sehr harten Opfer des Componisten, hat das Publicum das Vorurtheil gefaßt, sie sey zu lang und langweilig, welches freylich das Schlimmste ist, was man einem Kunstwerke nachsagen kann! Unbefangene Kenner meinen dagegen, sie sey weit vorzüglicher als die beiden frühern Opern des jungen *Kastelli*, welche viel freundlicher aufgenommen wurden, und der sehr bescheidene junge Mann habe auf keine Weise diese Härte verdient. Die Symphonie ist wahrhaft schön und ausgezeichnet, in ihr ist der Charakter der Zauberoper mehr ausgesprochen, als in der übrigen Musik, in welcher man wünschte Anklänge aus dieser Symphonie wieder zu finden.

Viele der übrigen Musikstücke sind brav gearbeitet, ausdrucksvoll und angenehm, würden sie frey von Vorurtheilen gehört, so müßten sie gefallen, um so mehr, da unsere sämmtlichen Künstler den größten Fleiß aufboten, und vortrefflich spielten und sangen. — Schwerlich dürfte man eine zweite *Belleda*, wie unsere *Sandrini*, welche diese sehr schwierige, ganz auf tiefgeföhltter Declamation und Pantomime beruhende Rolle meisterhaft ausführt, finden. Ihre Stellungen sind in jedem Moment so schön und passend, daß man wünschte sie durch einen Bildner festgehalten zu sehen; im Gewandwurf wetteifert sie mit unsern größten tragischen Künstlerinnen. *Mlle. Funk* als *Luitgarde*, und *Costanza Tibaldi* als *Adolfina* sangen sehr brav, letztere führte besonders eine große, sehr schwierige Scene trefflich aus, doch selbst der sonst so sichere Zauberreiz ihrer Jugend und Schönheit vermochten nicht das erkaltete Publicum zu erwärmen.

Schade ist es, daß Dichter und Compositur versäumten, *Adolfinen's* und *Edelemondo's* Charaktere durch Scherz und Muthwillen gegen das tiefere Gefühl der Andern contrastiren zu lassen, wie es im deutschen Schauspiel geschieht. Liebe auf Liebe gehäuft erscheint wie ein Rosenbeet ohne Blätter und Dornen, die gar nöthig sind um die süße Blume pikant zu machen.

Bernardo, der alte Diener, wurde durch *Sgr. Bassi* gut gespielt, da er aber keine Stimme mehr hat: so war seine Zusammenstellung mit dem stummen Ritter in einer Oper nicht glücklich. Der Fackeltanz war allerliebste geordnet, und wurde schön ausgeführt. Costumes und Decorationen waren ausgezeichnet schön.

Auf dem deutschen Theater erkreuten wir uns einer sehr braven Vorstellung der *Piccolomini* und des *Wallenstein's*, und übrigens mehrerer artiger und gefälliger kleinen Stücke.

Die Maskeraden im großen Opernhause wurden durch die unmäßige Kälte sehr verleidet, überdem vermißt man hier allen echten Maskengeist. Bey mehreren fremden Familien beginnen kleine musikalische Zusammenkünfte Sitte zu werden. Der herrliche Gesang der sehr geschickten jungen Dilettantinn *Mlle. Chevalier*, und; das treffliche Pianospiele unserer Virtuossinn *Antonie Pechwell*, verschönern viele.

Im k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore wurde den 27. Februar zum Vortheile des Herrn Hoftheater-Capellmeisters Joseph Weigl zum ersten Male gegeben: Die eiserne Pforte. Romantische Oper in drey Acten, von Joseph Ritte von Seyfried. Musik von Joseph Weigl.

Seit längerer Zeit hatte Herr Weigl keine neue Composition für das Theater geliefert. Man konnte dieses Säumen mit dem Sprichworte rechtfertigen: Gut Ding will Weile haben. Wirklich schien auch das Publicum eine große Erwartung zu hegen, als diese neue Oper von Herrn Weigl angekündigt wurde. Das Haus war gedrängt voll, und selbst der allerhöchste Kaiserhof beglückte diesen Abend das Theater mit seiner huldreichen Gegenwart. Herr Weigl hatte, in Betreff der Einnahme, keine schlechte Ernte; aber Beyfall und Ehre waren gering. Es ließ sich zwar eine Schar von Benfallsklatschern auf verschiedenen Seiten des Theaters verspüren; aber die Masse des Publicums stimmte nur bey einem Duette des zweyten Actes, und bey einem Canon-Chore des dritten Actes mit ein.

Man würde Unrecht thun, eine Cabale voraus zu setzen; denn bey einem sehr gefüllten Hause ist keine Verabredung möglich; hier ist das Publicum allezeit gerecht; es nimmt überhaupt das Schöne und Gute, welches ihm geborhen wird, allezeit nicht nur gerne, sondern auch mit Erkenntlichkeit und freygebigem Beyfalle an. Man besucht ja das Theater in keiner andern Absicht, als um sich zu ergehen; nur wenn diese Absicht vereitelt wird, und die billige Erwartung des Publicums unbefriediget bleibt, nur dann erfolgt jenes strenge Gericht der Mißbilligung, welches für die Autoren und Acteurs so fürchtbar ist.

Der unglückliche Erfolg der neuen Oper ist zum Theil auf Rechnung einiger ungünstigen Zufälligkeiten zu schreiben, welche sich bey der Aufführung ereigneten. Dahin gehörte eine Lächerlichkeit, welche sich der geisterartige Daniel, Thürmer auf Schrofened, (Herr Schüh) zu Schulden kommen ließ. Seine Rolle schrieb ihm einen schauererweckenden Jammerruf vor; aber dieser Jammerruf kam unglücklicher Weise wie ein Mittel Ding zwischen dem Lachen eines Laubers und dem Kollern eines Truthahns heraus, und travestirte den ernsthaftesten Moment, durch den Widerspruch der Absicht und des Erfolgs, zur ungetragenen Zeit in eine komische Situation. Man lachte, und damit war die Stimmung für den übrigen Theil der Handlung, in welcher Daniel eine so durchgreifende Rolle zu spielen hat, gänzlich verdorben. Dieser Daniel war nun einmal eine lächerliche Figur geworden, und dieses war nicht wieder gut zu machen. Eine andere Lächerlichkeit, welche ebenfalls in einer sehr ernsthaften Situation vorfiel, war die distonirende und freischende Stimme des Knaben Theobald (kleine Noisten), welcher in dem Moment, wo ihn sein Oheim Ruthard (Herr Forti) durch die eiserne Pforte in den Abgrund stürzen will, ein bewegliches Terzett mit demselben und mit seiner Wärterinn Marton (Mad. Vogel) zu singen hatte. Da dieses Trio ein ziemlich langes Musikstück war, und die Stimme der kleinen Noisten immer schwankender und distonirender wurde, so wirkte die Lächerlichkeit dieses Uebelstandes sehr ergreifend, und wer eben nicht über die Lächerlichkeit der Sache lachen wollte, wurde doch durch die Sympathie, welche das Lachen der Andern in uns zu erregen pflegt, unwillkürlich zum Mitslachen gestimmt. Da nun dieser Knabe Theobald die Hauptperson ist, um welche sich die ganze Handlung der Oper bewegt, so war hierdurch die Hauptwirkung unwiederbringlich zerstört. Eine dritte Lächerlichkeit verursachten die Lampen, welche den Saal auf Rabenheit beleuchteten. Diese fingen, mitten in einer sehr pathetischen Situation, auf einmal über dem Kopfe des perorirenden Schuttheißen von Genf (Herr Zeltner) sich zu bewegen an, und tanzten über die Bühne zu den Couliß hinaus.

Man suchte zwar bey der zweyten Aufführung diese Fehler zu vermeiden, der Jammerruf des Thürmers Daniel und das Terzett mit der kleinen Noisten wurden weggelassen; die Lampen bewegten sich regelmäßig; allein ein anderer, und zwar der Hauptfehler der Oper war nicht wegzustreichen, weil er in dem, der Oper zum Grunde

liegend
Auffüh
D
seine ne
Sturz,
seht, g
Meister
Sujet f
zu eine
ist im
derts
indem
in den
morde
hard, zu
Adolpho
grub sich
ein Ung
schlag d
Ritterfa
mord ge
Schro
Wein
werden
Zeltne
ken) ein
lien gebo
väterliche
eiserne P
plöbliche
die bräut
Neigung
lung, in
Pforte. I
verklärte
Sündenst
Wen
daß eiger
der Haup
Gewissen
neuen M
langweil
und Hoch
da eine
Zuschauer
Betr
muß man
liebte ein
hat sie
leht, da
zu lassen.
Publicum
singend v
der dritte
schaft! A

liegenden, Buche steckt, und so könnte dieses große Tonwerk sich auch bey der zweyten Aufführung nicht mehr erheben.

Der achtungswürdige Tonsetzer hat einen so großen Unfall keineswegs verdient; seine neue Oper ist mit der ganzen Tüchtigkeit, die man bey dem Tonsetzer von Baal's Sturz, der Schweizer Familie, des Waisenhauses u. a., mit gutem Grunde voraussetzt, gearbeitet und zeichnet sich durch einen gediegenen Satz aus; aber je mehr der Meister nach dem Verdienste der Angemessenheit seines Tonwerkes zu dem bearbeiteten Sujet strebte, desto unglücklicher mußte der Erfolg seyn. Denn kein Sujet ist weniger zu einem Opernwerke geeignet, als das, welches dieser Oper zum Grunde liegt. Dies ist im Kurzen folgendes: Ruthord, ein holsteinischer Ritter des dreizehnten Jahrhunderts (Herr Forti), hat sich in den Besitz von Rabenstein und Schöffeneck gesetzt, indem er seinen älttern Bruder, Wolfgang, durch die eiserne Pforte des Schlosses in den tiefsten Abgrund stürzte. Der Thürmer Daniel scheint ihm bey diesem Brudermorde hülfreiche Hand geleistet zu haben. Eine tiefe Schwermuth trieb den Ritter Ruthord, zwölf Jahre nach der blutigen That, nach Italien fort, wo er den Minnesänger Adolpho (Herr Hatzinger) als Freund kennen lernte, und der Thürmer Daniel vergrub sich reuig in die Gemauer des alten Thurmes, aus dem er von Zeit zu Zeit, wenn ein Unglück annahmt, gespenstisch hervor schleicht und das Landvolk durch einen Sturmschlag der Glocke schreckt. Dieses thut er denn auch, als endlich Ruthord von seiner Ritterfahrt aus Italien zurückkehrt, und nicht nur als Erbherr in die durch Brudermord geraubte Burg einziehen, sondern auch die Witwe Adelsheid von Ebersburg (Ulle Schröder) als Braut heimführen will. Wulf, Burgwärter auf Rabenstein (Herr Weinmüller) ahnet bey Daniels Sturmklängen sogleich großes Unglück. Wirklich werden Ruthords Absichten vereitelt. Denn es erscheint der Schultheiß von Genf (Herr Jeltner) mit unzweifelbaren Beweisen, daß in dem Knaben Theobald (Kleine Noisten) ein Sproßling des ermordeten Wolfgang lebt, welcher in heimlicher Ehe in Italien geboren, und dort von der Wärterinn Marton (Mad. Vogel) erzogen, nun sein väterliches Erbe zurück fordert. Ruthord will diesen unwillkommenen Neffen durch die eiserne Pforte in den Abgrund stürzen, aber der Thürmer Daniel lähmt durch eine plötzliche Heistererscheinung seine Wuth, und rettet den Knaben. Anderer Seits erkennt die bräutliche Witwe in dem Minnesänger Adolpho ihren alten Liebhaber, für den ihre Neigung noch nicht erloschen ist. Ruthord zerhaut endlich den Knoten dieser Verwickelung, indem er den Entschluß faßt, nach Palästina zu ziehen. Es eröffnet sich die eiserne Pforte. Der Knabe Theobald erscheint wohl erhalten auf den Felsenspitzen; über den verklärten Himmel spannt sich ein Regenbogen, und die Wasserfluth dieses ritterlichen Sündenflüdes hat ein Ende.

Wenn man die Personen dieser Oper etwas genauer mustert, so findet man bald, daß eigentlich keine einzige für einen großen Operpart geeignet ist. Ruthord, welcher der Hauptpart ist, kann den Zuschauer unmöglich anziehen. Sein Schwanken zwischen Gewissensbissen und verbrecherischem Beginnen, zwischen Reue und Versuchen von neuen Missethaten ist ein widerliches Schauspiel, welches den Zuschauer peinigt und langweilet. Dazu kommt in dieser Rolle eine buntgemischte Scenenreihe von Trauer und Hochzeitfreude, wobey der Zuschauer nie weiß, woran er eigentlich ist. Woher soll da eine lebendige Theilnahme kommen? kann der beste Tonsatz in dem Gefühle des Zuschauers, den dieses Chaos nothwendig verplex macht, einen Anklang finden.

Betrachten wir den zweyten Hauptpart, die Witwe Adelsheid von Ebersburg, so muß man sich nicht minder verwundern. Diese Figur hat gar keinen Charakter. Sie liebt einstens den Minnesänger Adolpho, und liebt, wie man sieht, ihn noch. Dies hat sie aber gar nicht gehindert, einmal den Ebersburger Ritter zu heirathen, und jetzt, da sie Witwe geworden ist, sich von Neuem als Ruthords Braut heimführen zu lassen. Was ist das für eine Liebe? Soll sie etwa romantisch seyn? Oder will dem Publicum zugemuthet werden, daß es Etwas fühlen soll, wenn sich eine solche Unnatur singend vernehmen läßt? Werfen wir endlich einen Blick auf den Minnesänger, welcher der dritte Hauptpart der Oper ist. Dieser singt mit Ruthord in einem Duette: „Freundschaft! Amors holde Schwester!“ gar traulich den Preis der Freundschaft. Aber die Si-

situation, in welcher dies geschieht, ist komisch genug. Denn der Minnesänger hatte kurz vorher ein Tête à Tête mit Ruthards Braut, welche sich bey dessen unvermuthetem Annahen in ihr Kämmerlein schlich. In dieser Situation stimmte der Minnesänger zum nicht geringen Erstaunen der Zuschauer ein Loblied auf die Freundschaft an, welches unter diesen Umständen harer Unsinn oder Parodie ist. Denn der Zuschauer weiß, daß der Minnesänger ein Betrieger und Ruthard ein Betrogener, die Freundschaft zwischen beyden also eine Maske ist. Dessen ungeachtet verläugnete das Publicum den Widerspruch, den eine solche Verkehrtheit einflößen muß, und ließ das Duett wiederholen.

Wenn wir auch die Schuld von dem unvermeidlichen Mißlingen einer solchen Oper hauptsächlich auf das Buch werfen müssen, so können wir doch auch den Tonseher nicht frey sprechen. Müßte ihm die Widersinnigkeit der Situationen, die er in Musik setzte, nicht einleuchten? Konnten ihm die spielenden Figuren, welche in diesem Ritterstücke vorkommen, wahrhaft ansprechen, erwärmen und zur Composition begeistern?

Wo gibt es bessere Opernbücher, wird man fragen? Wir antworten darauf, wenn es keine solche gibt, so können die Theaterdirectionen dafür sorgen, daß welche gemacht werden. Warum sehen sie sich nicht mit Dichtern, welche als solche bekannt sind, in Verbindung? Würden, der Ausländer nicht zu gedenken, von unsern vaterländischen Dichtern keine Opernbücher zu erhalten sehn? Wir glauben, daß, so bald es den Directionen um gute Bücher Ernst ist, sie solche gewiß leicht erhalten werden. Tonseher von Talent würden dann mit der Beruhigung arbeiten, daß sie keine Scene des Sisyphus wälzen. Die Theaterdirectionen würden bey neuen Productionen nicht Wasser mit Sieben schöpfen, und das kunstliebende Publicum würde sich in seinen Erwartungen nicht betrogen sehen.

Der Raum gestattet uns nicht, die Aufführung dieser Oper näher zu beleuchten. Wir müssen jedoch bemerken, daß die Hauptsänger an ihrer Schuldigkeit nichts veräumten.

Auch die äußere Ausstattung der Oper war trefflich. In Ansehung der Decorationen haben wir bloß zu bemerken, daß die Scene, welche das Ritterschloß vorstellt, keine Schneeberge im Hintergrunde zeigen soll; weil Holstein, welches als Schauplatz ausdrücklich angegeben ist, ein ganz flaches Land, kaum einige Hügel, geschweige denn Schneeberge hat.

M o d e n b i l d X.

- 1) und 2) Hüte von Grosdenaple und Atlas in zwey Farben, erster mit Bändern, der zweyte mit Blumen verziert.
- 3) Pughut von Crep mit Goldschnüren und Federn verziert.
- 4) Atlashut mit Blumen und inwärts ein Häubchen angarnirt.
- 5) Capote von Grosdenaple mit Bändern verziert.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

efänger hatte kurz
 n unvermuthetem
 Minnesänger zum
 haft an, welches
 chauer weiß, daß
 undschaft zwischen
 blicum den Widers
 das Duett wie

 einer solchen Oper
 auch den Tonseher
 i, die er in Must
 welche in diesem
 Composition be-

 rten darauf, wenn
 , daß welche ge-
 als solche bekannt
 von unsern vater
 iben, daß, so bald
 t erhalten werden.
 daß sie keine S eine
 Productionen nicht
 e sich in seinen Ge-

 her zu beleuchten.
 idigkeit nichts ver-

 ung der Decoratio
 ittertschloß vorstellt,
 hes als Schauplatz
 t, geschweige denn

 rster mit Bändern,



P. v. de Del

F. v. Schöber sc.

X.

Wiener Moden.

*28.
1823.*

8

Von die
hier geg
dann e h
(Bureau
f. f. Post
in Wi

Ma

wohl
gebuch
ziehend
werden
man es
lich be

D

diesen
zu erg
aufbew

N

Unbede
theils
erste V
Verstar

W

währe
bedente
gebüch
züglic
Bedeu
sie lebe
ihres Z
für das
auf so
wächst
lebhaft
ihre Re